



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kießmann, R.: Minnesangs Frühling in Frankreich

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

geweckt und aufrechterhalten, daß sie nicht nur Genossen eines Standes, sondern eines Volkes seien.

In solcher Verfassung hat das Zunftwesen jahrhundertlang gedauert, ohne jedoch mit der Zeit fortzuschreiten und sich den neuen Verhältnissen anzupassen. Die Formen wurden nur reicher und entarteten zum verschönresten Formelkram; alle Bestimmungen, der Zunftzwang, die Gewerbepolizei der Zünfte, das Meisterstück usw. erwiesen sich als zweischneidige Waffen. In religiöser Beziehung grub ihm die Reformation einen Teil des Nährbodens ab, in politischer tat das das siegreich vordringende Territorialfürstentum. Den Hauptstoß erlitten sie in ihrem Lebensnerv durch den allgemeinen wirtschaftlichen Stillstand Deutschlands, der sich mehr und mehr zum Rückgang steigerte. Die Zeiten waren vorbei, wo nach Gustav Freytags Schilderung an einfache Waren und schmuckloses Gerät Millionen Arbeiter ihre beste Kraft hingaben mit dem Gefühl, eine Kunst zu haben, die sie vor den meisten voraus hatten, wo sie als Bewahrer feiner Geheimnisse, vieler kluger Vorschriften und Handgriffe saßen, die kein anderer kannte als die Mitglieder ihrer Bruderschaft, und die der übrigen Welt so unentbehrlich waren, wo sie stolz darauf waren, unter ihren Genossen die tüchtigsten zu sein, und wußten, daß ihre Kunst, redlich geübt nach Handwerksbrauch, ihnen ein mannhaftes Leben sichere, Achtung guter Leute, eignen Haushalt und eine ehrliche Stellung in ihrer Stadt.

Schon im sechzehnten Jahrhundert empfand man die Übelstände; von da an wurde das Zunftwesen mehr und mehr von allen Weiterschauenden und Vorwärtstrebenden verurteilt, sodaß alle ältern Arbeiten darüber wieder und wieder betonten, man müsse bei seiner Betrachtung die Zeit des Mittelalters, wo es allerdings nützlich gewesen, und die neuere, in der es schädlich sei, unterscheiden.

So ist die Form, worin frühere gewerbliche Zustände einen angemessenen Ausdruck gefunden haben, mit ihnen vergangen, doch geblieben ist der Beitrag, den das Zunftwesen zur Kulturentwicklung geliefert hat: es verhalf der sittlichen Idee, die dem Altertum fremd war, zum Siege, daß die freie Arbeit, die Arbeit der fleißigen Hand auch ihre Ehre hat; es ermöglichte so dem dritten und dem vierten Stand ein gesundes Leben.



Minnesangs Frühling in Frankreich

Von R. Kießmann in Bernburg



enn wir Herrn Walter von der Vogelweide um eine Erklärung der Minne angingen, so sagte er wohl:

obe ich rehte räten kunne
waz diu minne si, so sprechet denne ja.
Minne ist zweier herzen wunne:
teilent si geliche, sost diu minne da.

Er würde also Minnesang als Liebeslied deuten. Für unsern Zweck wäre diese Definition etwas zu weit. Heute bezeichnen wir mit Minnesang

die lyrischen Liebeslieder, die im Mittelalter zumeist in höfischen Kreisen entstanden sind. Wollen wir nun die Frühlingszeit dieser Dichtung bei unsern westlichen Nachbarn betrachten, so müssen wir die Grundlagen des Minnefangs in Frankreich und seine erste Entwicklung in den sonnigen Tälern der Provence berücksichtigen. Es ist dies ein Gebiet, das lange Zeit völlig vernachlässigt gelegen hat, das heute noch in allen seinen Teilen nicht gleichmäßig erforscht ist. Trotz dem großen Interesse, das gerade diese Zeit der französischen Literatur für Deutschland hätte in Anspruch nehmen müssen, beschränkte man sich auf unbedachte, zum Teil völlig verfehlte Urteile über eine Lyrik, deren köstlichste Blumen im Staube der Manuskripte einer unverdienten Vergessenheit anheimgefallen waren, ob sie gleich an Duft und Frische nichts eingebüßt hatten.

Als Backernagel im Jahre 1846 altfranzösische Lieder und Leiche nach einer Berner Handschrift herausgab, betrat er ein jungfräuliches Land. Nun aber begannen deutsche und französische Forscher in edelm Wettstreit dieses unbekanntes Gebiet der Wissenschaft zu erschließen. Der freilich, der — neben Diez — vielleicht wie kein anderer berufen war, hier Licht zu verbreiten, Julius Brakelmann, starb, für die Wissenschaft zu früh, im Todesritt bei Mars-la-Tour den Heldentod. Erst in neuester Zeit sind wir dank den Untersuchungen von G. Paris, R. Bartsch, H. Suchier in der Lage, ein begründetes Urteil über diese Zeit abzugeben, der die Minnedichtung der europäischen Kulturländer so unendlich viel verdankt.

Daß wir Liebeslieder schon in der ältesten Zeit der französischen Literatur annehmen müssen, kann nicht befremden. Sie sind fast so alt wie die Sprache selbst, wenn wir auch den Forschern nicht Recht geben, die — allzu poetisch gesinnt — meinen, daß die Sprache überhaupt in der Zeit des Liebeswervens geboren sei. Der Groll der Geistlichkeit wandte sich frühzeitig gegen solche Ergüsse liebender Menschenkinder, um so mehr, als der Inhalt der Lieder nicht eben züchtig war. Schon der gute Bischof von Arles, Cäsarius, der 542 starb, klagt: *multi rustici, multae rusticae mulieres cantica diabolica, amatoria et turpia ore decantant*. Daß man freilich auch in diesen Kreisen Minnelieder zu würdigen verstand, beweisen die *Carmina Burana*, die von Mönchshand am Rhein oder in Italien geschrieben sein mögen. Vielleicht dürfen wir auch in Frankreich eine ähnliche Sammlung vermuten. Das Manuskript ist aber — wie so manches andre — verloren gegangen, oder man hat es noch nicht entdeckt; in den Katalogen der Büchereien pflegten ja ähnliche Schriften nicht verzeichnet zu werden, obgleich sie, nach der Handschrift der Beurenener Lieder zu schließen, nicht eben selten gelesen wurden; denn die frommen Klosterbrüder schätzten neben dem,

Was das Heidenbrevier
 Vom Jäger Atäon verkündigt,
 Und was einst Vater Zeus als Stier
 Und goldener Regen gesündigt,

auch den Niederschlag dieser Gefühle im Minneliede neuerer Zeit.

Nicht alle Provinzen Frankreichs dürfen sich rühmen, denselben Anteil

an der Gestaltung der ältesten Liebeslieder gehabt zu haben, deren Einfluß auf den Minnefang wir nachher erörtern wollen.

In Poitou und Limousin sangen die Frauen schon in alten Zeiten bei ihren weiblichen Handarbeiten, beim Weben, Sticken, Nähen und Spinnen Lieder, in denen man von zwei Liebenden erzählte, die nach Überwindung der verschiedensten Hindernisse glücklich vereinigt werden. Am meisten aber fühlte sich das Volk zu frohen Liedern angeregt, wenn der Winter geschwunden war, und der Frühling seinen Einzug gehalten hatte. Da feierte man das altgermanische Maifest durch Spiel und Tanz unter dem Maibaum. Neues Leben — neues Lieben: der uralte Parallelismus zwischen Natur- und Seelenleben findet in diesen ältesten rein volkstümlichen Minneliedern seinen Ausdruck.

Nicht nur junge Mädchen, sondern auch Frauen sprangen den Reigen mit. Eine gewisse Maifreiheit galt als Gesetz. Die wohlgemeinten Ratschläge der sorgenden Mutter, besonders aber die Warnungen und Drohungen des Ehemanns werden in den Wind geschlagen. Die Ehe bedeutete ja schon damals nicht überall die Fülle des erträumten Glücks, und die *chanson de mariage*, das Lied der unglücklich Verheirateten, gehört neben den erwähnten Romanzen und Frühlingstanzliedern ebenfalls zu den volkstümlichen Gesängen, die, wie wir sehen werden, den Minnefang im engeren Sinne mächtig beeinflussen sollten.

In den letztgenannten Liedern klagt zum Beispiel ein junge, liebebedürftige Frau:

Warum will mein Mann mir Schläge
Erteilen?
Hab ein völlig rein Gewissen,
Jeder Tugend mich beflissen,
Nur vom Freund ließ ich mich küssen
Zuweilen.
Warum will mein Mann mir Schläge
Erteilen?

Über ihren Entschluß läßt sie uns nicht im Zweifel:

Bin zu lang ihm treu gewesen.
Jetzt mach ich kein Federlesen.
Meine Rache soll den Bösen
Erteilen.
Warum will mein Mann mir Schläge
Erteilen?

(Übers. von Suchter)

Die vornehmern Kreise standen diesen Belustigungen des niedern Volks nicht so fern. Städte und Ritter werden hin und wieder dem Reigen zugeschaut, vielleicht gar diese oder jene Dorfschöne herumgeschwenkt haben. Auch auf galante Abenteuer ging man aus.

Wir kennen eine Reihe von Pastourellen (allerdings meist spätern Datums), in denen ein Ritter einer ländlichen Dirne, einer Schäferin, begegnet, deren Liebe er begehrt. Er wird beständig barsch abgewiesen. Auch Geschenke, die er ihr anbietet, vermögen nichts. Ja er wird sogar von der spröden Schönen

bedroht, und auch ein neuer Hut, den er ihr verspricht, bringt keine Wirkung hervor.

Winkt jedoch dem Liebenden der Minnefols im verschwiegnen Kämmerlein oder in blühender Laube, dann trennt allzufrüh des Wächters Ruf, des Hahnen Schrei, der Lerche Ruf die beiden.

En un vergier sutz folha d'albespi
tenc la dompna son amic costa si,
tro lo gaita crida que l'alba vi
oi deus, oi deus, de l'alba! tan tost ve.

Deutsch etwa:

Dort unterm Weißdornblatt, im Blumenhain
Die Herrin kost mit ihrem Freund allein,
Bis Wächter ruft: Es kommt des Frührots Schein.
O Gott, o Gott, der Morgen kommt so früh.

Es ist ein langer Weg von diesen ältesten Tageliedern bis zu Shakespeares Romeo und Juliet:

Du willst schon gehn, der Tag ist noch so fern,
Es war die Nachtigall und nicht die Lerche.

Alle diese Liedergattungen, denen sich bald neue anschlossen, sollten sich nun im Süden Frankreichs überraschend schnell verbreiten und unter den Händen der Spielleute und Ritter den eigentlichen Minnefang heraufführen. Der Norden stand der lyrischen Dichtung zunächst fern. Hier blühte die rauhe, ungefüge germanische Epik, die von den Taten der Paladine Karls des Großen sang. Somit besteht im ganzen Ahlands Wort noch heute zu Recht:

In den Talen der Provence
Ist der Minnefang entsprossen,
Kind des Frühlings und der Minne,
Holder, inniger Genossen.

„In dem südlichen Frankreich, jenem von der Natur wunderbar begünstigten, von alter Kultur getränkten, durch das Mittelmeer dem Verkehr mit Italien, Griechenland und dem Orient geöffneten Lande, hatte sich früher als anderswo mit gesteigertem Wohlstand eine Verfeinerung der Lebensgenüsse und in deren Gefolge feinere Sitte und Bildung eingefunden“ (ten Brink, Engl. Lit.). Dort wurden die sons poitevins, die volkstümlichen Frühlingssliebeslieder des Poitou in eigentümlicher Weise ausgebildet und umgestaltet.

Was der berühmteste provenzalische Dichter der Gegenwart Frederi Mistral von der heutigen Provence sagt, das mag schon für die Minnefingerzeit zu treffend gewesen sein:

Alor, en terro de Prouvènço
J'a mai que mai divertissènço!
Lou bon muscat de Baumo e lou Ferigoulet
Alor se chourlo à la gargato;
Alor se canto e l'on se trato;
Alor se vèi e drole e chato
Au son dou tambourin fourma si vertoulet.

Ich wage eine deutsche Nachbildung:

Ja dort im Lande der Provence
Herrscht Frohsinn noch bei Spiel und Tanze!
Den Baumo Mustateller und den Ferigoulet
Trinkt jung und alt in langen Zügen,
Da singt ein jeder voll Vergnügen,
Da sieht man Bursch an Maid sich schmiegen,
Beim Klang des Tambourins tanzt man den Bertoulet.

Kein Wunder, daß ein flandrischer Chronist des dreizehnten Jahrhunderts schreibt: „Als der gute König Karl der Große seine Länder verteilte, gab er die ganze Provence, dieses Land von Wein und Wald und fließenden Wassern, den Spielleuten, daher die Provenzalen als ihre Nachkommen noch immer bessere Lieder und Weisen erfinden, denn jedes andre Volk.“ (Vgl. W. Herz, Spielmannsbuch, S. 15; für das folgende S. 2 und 4.)

Die sangesfrohen Troubadours, die ewigdurstigen Musiker verbreiteten also die sons poitevins, die alten Frühlingslieder aus Poitou und Limousin, die in ihren Motiven, in den alten heidnischen Festgebräuchen, in Tanz und Mummenschanz die Erinnerung an den Glauben und die Art der Väter wach erhielten. Es waren drei Elemente, aus denen sich der Stand der Spielleute in damaliger Zeit zusammensetzte: die einst hochgeehrten Säger der keltischen und der germanischen Völker, der Späzmacher der antiken Welt und die fahrenden Kleriker. Die Kleriker waren Männer von höherer Schulbildung, die, von der allgemeinen Wanderlust der Zeit ergriffen, sich in den Klöstern oder in den Hoflagern der Christenheit umhertrieben. Am meisten waren sie wohl in den Bechstuben zu finden:

Tertio capitulo memoro tabernam
illam nullo tempore spreui, neque spernam.

Es waren unruhige Köpfe voll Geist und Sinnenglut, verbummelte Existenzen aller Art, die als Dichter und unterhaltfame Gesellschaftler in den Häusern freundlicher Gönner ihr Brot suchten. Ihre graziösen lateinischen Liebeslieder begannen den Kampf mit den altfranzösischen Weisen ihrer weltlichen Kollegen; doch verschmähten sie nicht, die sons poitevins in eigentümlicher Weise auch im französischen Sprachgewande weiter zu bilden. Manches namenlose Liedchen mag auf ihr Konto zu setzen sein, und so gebührt ihnen auch hier eine Erwähnung, wo wir den Anfängen des Minnefanges in Frankreich nachgehn. Wenn nämlich auch die Spielleute persönlich in keinem allzu großen Ansehen standen, die Kurzweil, die sie brachten, war allerwärts willkommen. Nicht zum wenigsten in der Provence.

Auf die gewaltigen, glänzenden Heerfahrten, auf die Zeit der Kreuzzüge, die die zahlreichen Fehden der beutelustigen Barone nur zeitweise unterbrochen hatten, war eine Zeit der Ruhe, der unfreiwilligen Muße gefolgt. Ein strenges Regiment hielt unter Ludwig dem Sechsten die Großen nieder. Einförmig, ja langweilig war da das Leben auf der Burg geworden, besonders im Winter, wo Tanz und Federspiel ruhten, wo der Mistral wehte, der die Heizversuche der großen Kamine zuschanden machte, wo in der von Rienstänen dürftig er-

leuchteten Halle dem einsamen Burgherrn auch der feurigste Wein der Provence nicht recht schmeckte. Da war der Spielmann ein gern gesehener Gast, der mit neuen Liedern von Lenz und Liebe auch allerlei Kunde mitbrachte von dem, was draußen in der Welt vorging. So konnte er gastfreundlicher Aufnahme gewiß sein. Auf die Unterstützung der vornehmen Herren waren die Spielleute ja angewiesen.

„Als Gott die Erde verteilte, so erzählt ein altfranzösisches Fabel, da erhielten die Edeln den Grund und Boden, die Geistlichen die Zehnten und Stiftungen, und die Bauern wurden verpflichtet, für beide zu arbeiten. Nun waren aber noch zwei Stände unversorgt, die Spielleute und die fahrenden Fräulein. Die kamen klagend vor Gott, und er bestimmte, daß jene — die Spielleute — von den Edeln, diese — die fahrenden Fräulein — von den Geistlichen ernährt werden sollten.“ (Vgl. Herz, Spielmannsbuch, S. 31.) Boshaft fügt der Dichter hinzu, die Geistlichen hätten Gottes Gebot getreulich erfüllt, die Edeln aber hätten es nicht selten an der nötigen Freigebigkeit fehlen lassen.

Das, was jedenfalls den Minnefang im engeren Sinne heraufführte, war das durch die Spielleute geweckte und beständig rege erhaltne Interesse der großen Herren an der lyrischen Dichtung, ein Interesse, das sich schließlich, als die Zeit der fröhlichen Fehden zu entschwinden drohte, in eignen dichterischen Versuchen betätigte. Den Zusammenhang mit dem Spielmannsliede verleugnete man zunächst nicht. Als sich die Ritter an der Literatur zu beteiligen begannen, da waren es die Spielleute, von denen sie die Vers- und Sangeskunst erlernten. Häufig mischten sich gerade in der Provence arme junge und verarmte alte Edelleute unter das fahrende Volk. Den Zorn der eifernden Kirche, die den lockern Sangesbrüdern eine ewige Verdammnis prophezeite, ließ man geduldig über sich ergehen, glaubte man doch gerade in der Hölle die amüsanteste Gesellschaft vorzufinden. So sagt der ritterliche Held einer Spielmannsdichtung (ich zitiere nach Herz a. a. D., S. 282):

„Was habe ich im Paradies zu tun? —

Ins Paradies kommen nur solche Leute, wie ich euch sagen will. Dahin kommen die alten Pfaffen und die alten Krüppel und Lahmen, die Tag und Nacht vor den Altären und in den alten Gräften hocken, die mit den alten abgeschabten Kapuzen und den alten Lumpen angetan, die nackt sind und barfuß und ohne Hosen, und vor Hunger und Durst, Frost und Elend sterben. Die kommen ins Paradies; mit denen habe ich nichts zu tun. Aber in die Hölle will ich gehn! Denn in die Hölle kommen die weisen Meister und die schönen Ritter, die in Turnieren und in gewaltigen Kriegen gefallen sind, die guten Knappen und die freien Männer. Mit diesen will ich gehn! Auch kommen dahin die schönen höfischen Damen, die neben ihrem Herrn zwei oder drei Freunde hatten. Auch kommt dahin das Gold und das Silber, Pelz und Grauwerk und Harfner und Spielleute und die Könige der Welt.“

Wir haben schon gesehen, wie in Poitou und Limousin gerade die Frauen es waren, die ihren Gefühlen in Liedern Ausdruck gaben; an der proven-

zalischen Minnedichtung nehmen sie noch größern Anteil. Der Minnesang des Südens ist im wesentlichen ihr Werk. Manche Umstände, auf die ich hier in einzelnen nicht eingehn kann, förderten ihren Einfluß. Besonders muß hervorgehoben werden, daß sich das Leben der verheirateten Damen in Südfrankreich seit alters in wesentlich freieren Formen abspielte als im Norden. Bezeichnend ist, daß im ältesten Volksepos, das im Norden geschaffen, im Norden gepflegt wurde, der Frauen kaum gedacht wird. In der Provence sollten ihre Ansichten in Fragen des höfischen Anstandes, in Liebesangelegenheiten, bei Entscheidungen in Sachen der Dichtkunst bald die Geltung eines Dogmas erhalten.

Für die Ritter der Provence, die — anders als die Barone des Nordens — dem rauhen Dienst der Waffen in den Jahren ruhigen Friedens fast entfremdet waren, stand die Liebe, die Frauenverehrung, im Mittelpunkte des Denkens. Die eigne Frau freilich hat, soviel ich weiß, nur ein Troubadour verherrlicht, ob schon die meisten verheiratet waren. Man feierte andre, fast ausnahmslos verheiratete Frauen. Ganz unbedenklich war das nicht. In der Frühlingszeit des Minnesanges war das wahre Gefühl noch nicht unter der Beobachtung der äußern Formen der Courtoisie ertötet, und platonischer Liebe neigte ja das Mittelalter im allgemeinen nicht zu. Mancher Ehemann ist damals getäuscht worden. In leicht begreiflicher Eitelkeit liebten es die Frauen, daß ihr Lob erklang, und oft mögen sie preisender Lieder wohl wert gewesen sein. Wir gehn wohl nicht fehl, wenn wir glauben, daß diese Damen schön, doch leichtfertigen Sinnes, voller Grazie und Anmut in Worten und Gebärden waren; es sind ja die Eigenschaften, die man bei vielen unsrer Nachbarinnen jenseits des Rheins auch heute noch antrifft.

Der älteste Troubadour, von dem wir wissen, war Herzog Wilhelm der Neunte von Aquitanien, Graf von Poitou. Er war ein Kavalier mit allen Vorzügen und Schwächen eines solchen.

A Dieu mon âme,
Ma vie au roi,
Mon cœur aux dames,
L'honneur pour moi!

So zog er als ehrenwerter Ritter ins Heilige Land als Buße für manche tolle Liebelei. „Er zeichnete sich aus vor allen Fürsten der Welt durch seine Tapferkeit im Waffendienste,“ so schreibt ein Chronist, und überall, wo alte Bücher von ihm erzählen, erscheint er als ein Mann, „den Gott durch Körperschönheit und Geistesgröße in gleicher Weise ausgezeichnet hatte.“ Den Frauen war er treu ergeben, das beweisen die vielen Liebschaften, von denen seine Lieder künden. Sa auch dem dauernden Zwange der ehelichen Verbindung war er nicht abhold. Drei, vielleicht gar vier Frauen hat er nacheinander zum Altar geführt. Er ist recht eigentlich der erste Minnesänger Frankreichs. Nicht mehr in der lateinischen Sprache der Meriker, nicht mehr in den ungefügen Assonanzen der ältesten Volkspoesie, schlicht und wahr in Form und Empfindung und darum den Zusammenhang mit dem Volksliede deutlich zeigend,

aber in wohlklingender limousinischer Mundart erscholl von ihm, dem Ritter, zuerst der Frauen Preis, das erste Minnelied der Provence.

Unter seinen Liedern ist eins mit Recht berühmt, worin, wie Diez sagt, schon die wichtigsten Charakterzüge der Minnepoesie wie in der Knospe liegen. Mag das Lied in deutscher Übertragung (Suchier frei nach Diez) folgen, wenn ich auch weiß, daß auch die besten traduttori traditori, die „Übersetzer — Verleser“ sind!

Ihr muß sich jede Wonne neigen,
Die Nacht ihr dienen weit und breit
Ob ihrer holden Freundlichkeit,
Dem milden Blick auch, der ihr eigen.
Den wandelt nicht der Zeiten Neigen,
Dem sie ihr Herz in Liebe weiht . . .
Da es nichts Schöneres gibt im Leben,
Kein Mund es sagt, kein Aug erblickt,
Behalt ich sie, die mich beglückt,
Um mir die Seele zu erheben
Und frische Kraft dem Leib zu geben,
Daß ihn das Alter nimmer drückt.

Als er sich kurz vor seinem Tode zu einer Wallfahrt anschickte, sagte er den Freuden dieser Welt, dem Minnedienst und Ritterleben, auf ewig Lebewohl:

Ich hab manch edle Tat vollbracht,
Doch dem sag ich nun gute Nacht
Und bin dahin zu ziehn bedacht,
Wo Pilger um Erbarmen flehn.

Fahr wohl denn, was mir sonst gefiel,
Des Rittertumes stolzes Spiel.
Ich wall ohn Aufschub nach dem Ziel,
Wo Gott den Sündern wird verzeihn.

Verliebt und froh war ich seither,
Doch will es unser Herr nicht mehr;
Nun drückt die Last mich allzu schwer;
Denn schon zu Ende geht mein Lauf.
Ich bitte jedes Bruderherz
Um Beistand einst in Todeschmerz,
Nur zu sehr liebt ich Freud und Scherz
Und suchte nah und fern sie auf.
Und hiermit geb ich Freud und Scherz
Und Bunt und Grau und Zobel auf.

(Diez, Leben und Werke der Troubadours)

Es ist, als sei mit einemmal den Troubadours die Zunge gelöst.

Nun singt Cercamon, wie sein Name besagt, der Spielmann des fröhlichen Wanderns, der die Welt durchzieht; nun erklingen seines Schülers Marcabru Romanzen und pastoretas à la usanza antiga, Pastourellen, wie man sie ehemals in Poitou und Limousin sang; das erste Kreuzlied mahnt die Gläubigen zum Kampfe für Christi Ehre: die Gottesminne findet ihren ersten Ausdruck. Jetzt schwärmt Raufre Rudel von der schönen Dame jenseits des weiten Meeres:

Aber niemand mocht erkunden,
Wie sie hieße, wo sie lebte,
Die so herrlich, überirdisch
In Rubellos Liedern schwebte. —

Bei Moustier-Ventadour im Departement Corrèze liegen auf einem mäßig bewaldeten Hügel die Ruinen einer alten Burg. Dort herrschten einst die Vizgrafen von Ventadour, und hier verlebte Bernhard von Ventadour, der Sohn eines armen Schloßknechts, der den Backofen heizen mußte, seine Jugend. Seine Lieder bezeichnen den Höhepunkt der provenzalischen Dichtung. Was Zartheit des Ausdrucks, Innigkeit und Wahrheit des Gefühls, Tiefe der Empfindung betrifft, so gebührt ihm der erste Platz im Minnefangsfrühling. Er feierte in seiner Jugend die Gemahlin seines Gönners, des Vizgrafen von Ventadour, die seinen Werbungen so sehr Gehör schenkte, daß Bernhard bald genötigt wurde, das Schloß zu verlassen. Er ging zu Eleonore von Poitou, der Enkelin des ältesten Troubadours, die die verführerische Schönheit, den Geist und den Leichtsinn ihres Ahnen geerbt hatte.

Aus dem reichen Strauße der Lieder Bernhards mögen (nach Diez) einige kleine Blüten folgen:

Die Liebe beherrscht sein ganzes Sinnen:

Vom süßen Sang der Nachtigall
Des Nachts, wenn ich entschlummert bin,
Erwach ich, nichts als Lieb im Sinn,
Von Bonneschauer ganz durchbebt.

Zarte Sehnsucht atmen folgende Verse:

Oft wohl mit der Augen Tau
Schreib ich Grüße, ohne Ruh,
Die ich ihr, der holden Frau
Und der schönen sende zu;

Denk an ihren zarten Gram
Neulich, als ich Abschied nahm,
Wie sie barg ihr Antlitz klar,
Keiner Antwort mächtig war.

Wie sich — der alten Volksdichtung gleich — in den Liedern Bernhards neben den frischen Naturbildern im Eingange naive Sinnlichkeit mit wahrer Empfindung paart, davon ein Beispiel — in Prosa leider. Mir scheint, als ob der Dichter auf bestimmte Vorgänge seines Liebeslebens hindeute: „Wenn ich sehe, wie in den öden Landen das Laub von den Bäumen fällt, wenn die Kälte kommt und die wonnige Zeit schwindet, dann scheint es mir gut, daß mein Lied noch gehört werde. . . . Gott, der du die Welt regierst, gib es ihr ins Herz, mich aufzunehmen, der ich nun arm bin an jedem Glück. Ich fürchte die Schöne, die ich erzürnt habe. Zu ihr beuge ich mich um Gnade flehend, und sie, wenn es ihr gefällt, nimmt mich oder gibt mich weg wie ihren Sklaven. O übel wird sie tun, wenn sie mir nicht befiehlt, dorthin zu kommen, wo sie ruht, damit ich sie entkleide, damit ich

ihr knieend die schön passenden Stiefelchen ausziehe, wenn es ihr gefällt, mir den Fuß zu reichen.“

Wie Wilhelm der Neunte so schied auch Bernhard aus der Welt und suchte im Kloster den Frieden. Die herbe Resignation des Szeptikers begegnet schon in dem Liede (übertragen von Diez):

Seh ich die Lerche, die mit Lust
Die Flügel auf zur Sonne schwingt,
Und dann herabschwebt unbewußt
Vor Wonne, die ihr Herz durchdringt;
Ach welche Wehmut faßt mich an,
Wenn ich ein Wesen fröhlich seh,
Es nimmt mich wunder, daß mir dann
Das Herz nicht schmilzt vor Sehnsuchtsweh.
Ach wie viel glaubt ich zu wissen
Von der Lieb — und weiß so wenig!

Wie oft mag der Mönch Bernhard der vergangnen sonnigen Zeiten gedacht haben, da er mit der schönen Eleonore von Poitou vertrauter Zwiesprach pflegen durfte.

Es steht eine Burg am Berge,
Wo ich die Traute sah,
Mein Herz klingt in die Glocken,
Vale carissima!

Fern soll mir stehen Minne
Und stand mir doch so nah,
Es steht ein Kloster im Tale,
Vale carissima!

Aus dieser Waltramusstimmung ist wohl das duftige Lied entstanden, vielleicht des Troubadours Schwanengefang, sein letzter Gruß an Eleonore:

Quan la douss' aura venta
deves vestre pais,
vejaire m'es qu'eu senta
un ven de paradis . . .

Deutsch etwa:

Und weht die Lust, die süße,
Von deiner Heimat her,
Mir ist, als wenns ein Grüßen
Von Paradiese wär . . .

Wir würden ein gar zu unvollständiges Bild von der Frühzeit provenzalischer Dichtung geben, wenn wir nicht eines Troubadours gedächten, der ein ganz neues Motiv in die Lyrik des Südens, die, von einigen religiösen Liedern abgesehen, ausschließlich der Frauenverehrung galt, hineinträgt.

Noch ist der alte Geist des Rittertums nicht erloschen, noch freut man sich an Schwertstreichen und Lanzensplittern, Treue im Lieben und Treue im Hassen gilt als Rittertugend.

Wer denkt da nicht an den ruhelosen Burgherrn von Autafort, den ersten Dichter zündender politischer Lieder, der in den Kämpfen Heinrichs des Zweiten um sein französisches Erbe die eignen Söhne des Königs zum

Kampf gegen den Vater entflamnte, und der schließlich nach einem reichbewegten Leben sein Eisenkleid gegen die Mönchskutte vertauschte.

Ein edler Stolz in allen Zügen,
Auf seiner Stirn Gedankenspur,
Er konnte jedes Herz besiegen,
Bertrand de Born, der Troubadour.

Ich kann hier nicht auf die Wechselfälle seines Lebens eingehn, die, von der Sage lieblich umwoben, dichterisch oft verwertet worden sind; nur eines seiner Lieder mag den kennzeichnen, den Dante den vorzüglichsten in armis, „in den Waffen, im Kampfe“ genannt hat.

Mich freut des süßen Lenzes Flor,
Wenn Blatt und Blüte neu entspringt,
Mich freuts, hör ich den muntern Chor
Der Vöglein, deren Lied verjüngt
Erschallet in den Wäldern;
Mich freut es, seh ich weit und breit
Gezelt und Hütten angereicht;
Mich freuts, wenn auf den Felbern
Schon Mann und Ros zum nahen Streit
Gewappnet stehen und bereit.

Nicht solche Wonne flößt mir ein
Schlaf, Speis und Trank, als wenn es schallt
Von beiden Seiten: Drauf hinein!
Und leerer Pferde Wiehern hallt
Laut aus des Waldes Schatten,
Und Hilferuf die Freunde weckt,
Und groß und klein schon dicht bedeckt
Des Grabens grüne Matten
Und mancher liegt dahingestreckt,
Dem noch der Schaft im Busen steckt. (Dies)

Auf andre Minnesinger einzugehn, verbietet die Fassung des Themas. Die Zahl der Troubadours wird Legion. Der alte Charakter des Minnesanges schwindet dahin. Man gibt die Einfachheit der Form, die Wahrheit im Inhalt, das alte Erbeil der ursprünglichen Volkspoesie auf und gefällt sich nur zu gern in gekünstelten Vers- und Strophenmaßen. Die Frauenverehrung, die immer noch im Mittelpunkte steht, erhält gar bald die frostige, konventionelle Färbung, die der Frühlingszeit des Minnesanges fremd war.

Auf dem Boden des heimischen Volksliedes in Poitou und Limousin erwachsen, hatte die lyrische Dichtung, von den fahrenden Spielteuten weiter getragen, im Süden Frankreichs schnell Gunst und Ansehen erlangt. In eigentümlicher, höfischer Weise von den Rittern gepflegt und ausgebildet, sollte die provenzalische Minnedichtung bald den Norden Frankreichs, Italien, Spanien und Portugal und vom Rhein und Friaul her Deutschland mächtig beeinflussen: Länder, wo sich bis dahin nur spärliche Reste der aus dem alten Volksliede hervorgegangnen Liebeslyrik nachweisen ließen. Eine Fülle von neuen Motiven und neuen Formen, ja ganze neue Liedergattungen wurden so der gebildeten Welt dank Frankreich übermittelt.

Daß Frankreich hier wie so oft auch für uns die Spenberin gewesen ist, darf uns nicht peinlich berühren. Wenn auch der gesamte mittelalterliche Motivenschatz zuerst in Frankreich literarisch verwertet und von den deutschen Dichtern dann benutzt worden ist, von Tristan und Isolde hat keiner lieblicher gesungen als Gottfried von Straßburg, Wolframs Tagelieder wissen dem Trennungsschmerz zweier Liebenden noch viel beredtern Ausdruck zu geben als viele seiner provenzalischen Vorbilder, sein Parzival läßt die französische Quelle weit hinter sich zurück, ja sogar im Minneliede ist keinem Welschen der Ausdruck inniger Liebe, die sich mit treuherziger Schalkheit paart, so gut gelungen wie unserm Herrn Walter von der Vogelweide in seinem

Under der linden, an der heide
Da unser zweier bette was —

Gleichwohl wird man sich gern in dem „altertümlichen Gärtlein“ des französischen Minneanges ergehen. Wenn ich Schmellers Urteil über die Carmina Burana mit einer geringfügigen Änderung auf die ersten Blüten der Frühlingszeit des französischen Minneanges übertragen darf, so möchte ich sagen: Wie sehr verschieden diese Blumen seien an Farbe und innerm Wert, ein eigentümlicher Reiz, der ihnen unverkümmert bleibt, liegt darin, daß sie lebendiges Zeugnis geben von der Weise, in der man sich vor mehr als acht Jahrhunderten klagend oder jubelnd ausgesprochen hat über Gefühle, Freuden und Leiden, die ein altes Herkommen sind und ein ewiges Dableiben unter den Kindern der Menschen.



Erinnerungen einer Lehrerin



n sechs Dienstjahren glaube ich mir ein begründetes Urteil über die Volksschule verschafft zu haben, und ich glaube damit auch vor die Öffentlichkeit treten zu können. Denn ich meine, wie das Kind in den ersten Lebensjahren die reichsten Erfahrungen sammelt, so auch der Lehrer in den ersten Dienstjahren. Ich bin überzeugt, daß mir sogar dreißig noch kommende Arbeitsjahre nicht mehr so viel geben könnten wie die vergangnen sechs. Ich will aber keine wissenschaftliche, weder „hochpädagogische“ Abhandlung über die Volksschule, noch über den Unterricht darin schreiben, sondern schlicht und einfach und ganz persönlich nur das, was ich erlebt, gesehen, erfahren und beobachtet habe. Ich will auch keine typische Persönlichkeit einer Lehrerin zeichnen, darum kann ich allen Volksschullehrerinnen oder andern Personen, die sich an meinen Ausführungen ärgern sollten, zum Troste sagen, daß dem Folgenden alle Vorzüge aber auch alle Nachteile einer rein persönlichen Meinung anhaften werden.

Wenn ich an das erste dieser Jahre zurückdenke, so drängt sich in den Vordergrund der Erinnerungen die Einführung des Badens an unsrer Schule. Es war die erste Schule unsrer Stadt, an der das Baden versucht werden sollte.